



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gustav zu Putlitz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gustav zu Putlitz



aß das Glück ohne Wahl und Billigkeit seine Gaben verteilt, Patroklus begraben liegt, und Therites zurückkommt, wissen wir und würden es auch ohne die klassische Fassung in Schillers „Siegesfest“ jeden Tag neu erfahren. In tausendfältiger Gestalt wiederholt sich die Ungleichheit des Glücks, und keiner vermag das innere Gesetz zu ergründen, das hierbei waltet. Es ist wohlfeil, wenn die Würfel auf dem Tische liegen, zu beweisen, daß sie gerade so und nicht anders fallen mußten, wohlfeil, Erfolg und Mißerfolg auf Notwendigkeiten zurückzuführen. Wie viele hervorragende Männer der Litteratur, darunter auch solche, die eine tiefe und bleibende Wirkung auf ihr Volk geübt haben, sind ohne ein würdiges litterarisches Denkmal geblieben! Und andre, deren Bedeutung dem Wert und der schöpferischen Kraft jener Hervorragenden nicht entfernt gleichkommt, werden in liebevollen und wohlausgeführten Bildern dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert. Solcher Betrachtungen kann man sich nicht erwehren, wenn man eine Biographie des liebenswürdigen Lustspiel- und Schauspielers Gustav zu Putlitz in drei stattlichen Bänden vor sich sieht,*) innerhalb dieser breiten, aber inhalt- und lebensvollen Biographie auf Briefe unsers größten historischen Romandichters Wilibald Alexis stößt und sich vergegenwärtigt, daß der Dichter des „Cabanis“, der „Hosen des Herrn von Bredow“ und des „Siegfried“ bis zur Stunde ohne den bescheidensten Denkstein, ohne einen biographischen Aufsatz geblieben ist, der über das Maß eines Konversationslexikonartikels hinausginge. Eine gewisse Art der Weltbetrachtung wird sagen, daß sich auch in dieser Ungleichheit im Tode die ungerechte Verteilung der Lebensgüter zwischen zwei Männern fortsetze, die noch dazu nahe und langjährige Freunde gewesen sind; sie wird betonen, daß, wie dem jüngern der beiden Freunde die Abstammung von einer alten Herrenfamilie der brandenburgischen Mark, der sichere Besitz unverlierbarer Erbgüter, das reiche Behagen und die kostbare Muße eines Landedelmanns, die gebietende Stellung als Leiter zweier Hofbühnen geschenkt, dem andern, ältern, die übermäßige Arbeit des fortgesetzten litterarischen Erwerbs auferlegt war, der er die

*) Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz geb. Gräfin Königsmark. Drei Bände. Berlin, Alexander Duncker, 1894 bis 1895.

Möglichkeit zu seinen freien und großen, im eigentlichen Sinne poetischen Werken mühsam und in langen Pausen abringen mußte, so auch der von der Gunst des Schicksals getragne Putlitz eine eingehende, jede Lichtseite seines Wesens und Strebens hervorhebende Lebensgeschichte von liebevoller Hand erhalten habe, während Willibald Alexis, dem weit größern und tiefer wirkenden Schriftsteller, bis heute nicht einmal eine flüchtige Skizze seines Lebens und Werdens zu teil geworden sei. Zuletzt liegt doch nur eine zufällige Verkettung von Umständen dieser Ungerechtigkeit zu Grunde. Putlitz schied aus der Mitte einer zahlreichen, blühenden Familie, hinterließ eine Gemahlin, die den größten Teil seiner litterarischen und künstlerischen Entwicklung begleitet hatte, die zum Willen auch die volle Fähigkeit besaß, das treueste Lebensbild zu entwerfen und in den Erinnerungen an den Gatten ihre eignen besten Erinnerungen neu belebte. Willibald Alexis dagegen war schon einige Jahre vor seinem wirklichen Tode dem Leben entrückt, sein Haus scheint sich nach dem Tode des Hauptes rasch aufgelöst zu haben, niemand zeigte ein unmittelbares persönliches Interesse an der Errichtung eines biographischen Denkmals. So ergiebt sich für den gerecht urteilenden Freund der deutschen Dichtung aus der Ungleichheit des letzten Glücks beider Dichter nur zweierlei. Zuerst, daß die klaffende Lücke in unsrer biographischen Litteratur in Bezug auf Willibald Alexis über kurz oder lang ausgefüllt werden muß. Sodann, daß die Existenz eines dreibändigen Werkes über Gustav zu Putlitz für die Beurteilung und Geltung seiner poetischen Leistungen und Versuche nicht schwerer ins Gewicht fallen darf, als die knappen, einfachen Artikel, mit denen mehr als einer seiner besten Zeitgenossen etwa in der Allgemeinen deutschen Biographie bedacht worden ist.

Gewisse Übel tragen überdies ihre Heilkraft in sich selbst. Kommt es dem Gedächtnis und der Würdigung eines Dichters zu gute, daß sein Leben liebevoll und eingehend geschildert, daß uns Entstehung und Aufnahme seiner Werke unmittelbar nahegerückt wird, wirkt die Lebensgeschichte sogar doppelt, wenn das in ihr gespiegelte Dasein ein solches ist, das der Phantasie der meisten Menschen als wünschenswert, ja beneidenswert erscheint, so hat die Sache doch auch eine andre Seite. Tritt aus all der Gunst der Verhältnisse, aus all ihrer fesselnden Schilderung doch nur eine mäßige Entwicklung hervor, so liegt die Frage nahe, ob nicht gerade die äußern Vorzüge einer bevorrechteten Existenz zum Hemmnis größerer Entwicklung geworden sind? Es mag wahr sein, daß in allen Fällen der innere Trieb des Schaffens, der künstlerische Fleiß im Verhältnis zum Talente stehen. Wie aber, wenn diesem Trieb und Fleiß durch die gesellschaftliche Atmosphäre, in der der Träger des Talents lebt, unsichtbare, doch höchst fühlbare Schranken gesetzt werden, wie, wenn die geistige Genügsamkeit, „die alles schreckt, was tief ist,“ den Dichter in einem Bann hält, der ungeahnten Einfluß auf ihn übt, wie, wenn die gesellschaftliche

Gewohnheit, die Form über den Gehalt zu setzen, eine unbewußt lähmende Wirkung auf die Anläufe einer künstlerischen Natur hervorbringt? Und wenn nun gerade die Ausführlichkeit, die pietätvolle Erinnerung, der das Kleinste wert und wichtig erscheint, diese Thatsache unbewußt ins hellste Licht setzt, so wird doch sicherlich die auf den ersten Blick behauptete Ungerechtigkeit mehr als ausgeglichen, und die Wahrheit kommt, unbeschadet der Teilnahme und Pietät, zu ihrem Rechte.

Das Geschlecht der Putlitz, von denen der Dichter Gustav zu Putlitz abstammte, deren Name schon in den Kämpfen der ersten Hohenzollernmarkgrafen mit den trotzigen alten Junkerfamilien der Mark hervortrat, deren Senior Erbmarschall der Kurmark Brandenburg hieß, und die seit Jahrhunderten, wie alle ehemaligen Kämpfer vom Kremmer Damm, getreue Vasallen der Hohenzollern geworden waren, war auf den Rittergütern Groß-Pankow, Regzin u. a. in der Priegnitz angeessen. Eine lange Reihe von tüchtigen Soldaten und Landwirten hatte dem alten Geschlecht angehört, ehe ein künstlerisches Talent in dem Herrenhause von Regzin (wo Gustav zu Putlitz am 21. März 1821 geboren war) heranwuchs. Die behaglich schlichten Verhältnisse, die bis in die fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts in den meisten Familien des norddeutschen Landadels vorherrschten, kamen der Erziehung und Entwicklung des geistig begabten Knaben in entscheidender Weise zu gute. Frau von Putlitz erzählt: „Die gleichmäßige Lebensweise im Hause der Eltern wurde nur durch den regen Verkehr mit dem nahen Pankower Familienkreise, sowie mit einigen Nachbarfamilien unterbrochen; unter den letztern war es besonders die Familie von Möllendorf in Krampfer, mit der Gustavs Eltern sehr befreundet waren. Die Verkehrsmittel im ersten Drittel dieses Jahrhunderts waren im Vergleich zur Gegenwart unglaublich wenig ausgebildet. Zuerst machte eine Chaussee zwischen Berlin und Hamburg ein leichteres Fortkommen möglich. Im Herbst 1846 wurde dann die Hamburger Eisenbahn dazugefügt, aber in Gustavs Kindheit und Jugend fuhr man noch mit eignen Pferden und Wagen von Regzin nach Berlin, eine Reise, die sich alljährlich zur Zeit des Wollmarkts für Gustavs Vater wiederholte, und öfters benutzten die Eltern die Gelegenheit, um die auf dem Wege liegenden Verwandtenhäuser von Herrn von Ryffelmann in Schönwalde und Herrn von Redern in Wansdorf aufzusuchen, in denen die Schwestern von Gustavs Mutter als Hausfrauen walteten. Die ältesten Kinder wurden mitgenommen und feierten mit der Mutter fröhliche Tage im Kreise der Verwandten, während der Vater seinen Geschäften in Berlin nachging. Im Herbst wurden dann meist die Besuche erwidert, und das kleine Haus in Regzin gewährte schon damals in einfacher, herzlicher Weise die Gastfreundschaft, die es sich auch in fernern Tagen bewahrt hat.“ Wer sich diese Zeilen beleben kann, dem leuchtet eine Fülle von Knabenglück, von frischer Jugendlust in Haus, Feld und Wald entgegen.

Bis zum zwölften Jahre erfreute sich Putlitz dieser ländlichen Freiheit ohne Einschränkung, Gouvernante und Hauslehrer erteilten ihm und seinen Geschwistern den ersten Unterricht. Aber 1834 wurde er dem Gymnasium des Liebfrauenklosters in Magdeburg und zugleich dem Alumnat dieser Schule anvertraut und verbrachte fortan nur noch die Ferien in Reghin. Er hatte das seltene Glück, unter seinen Lehrern eine Persönlichkeit von idealem Charakter, von feinem und tiefem Geist zum Freunde zu gewinnen, Ferdinand Immermann, den jüngern Bruder des Dichters Karl Immermann. Dieser wußte das litterarische Interesse des Jünglings zu wecken und zu steigern und erschloß ihm nicht bloß das Verständnis der Dichtungen seines Bruders, sondern einer ganzen Reihe von poetischen Erscheinungen. Bei Immermanns Grundanschauungen läßt sich kaum zweifeln, daß der junge Putlitz stärkere Neigungen zur Romantik in sich aufnahm, als sich selbst in seinen Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt“ kundgeben.

Das Gegengewicht gegen eine ausschließliche Geltung romantischer Elemente und traumhafter Sehnsucht nach der blauen Blume suchte und fand dann der angehende Student der Rechte in seinen ersten Berliner Semestern im französischen Schauspiel der preußischen Hauptstadt, in dem damals fast ausschließlich Scribe herrschte. Und der Einfluß der geselligen Kreise, denen er durch seine Geburt angehörte, sorgte dafür, daß Putlitz in der Schätzung der leichten, aber geschickt gebauten, im Dialog höchst lebendigen Stücke des französischen Bourgeoisdramatikers fester verharrte, als es einem jungen deutschen Dichter der vierziger Jahre eigentlich gemäß war. In der Auffassung aristokratischer Kreise standen Scribes Lustspiele schon um ihres „guten Französisch“ willen in großer Achtung, und Putlitz ließ offenbar diese Auffassung mit derselben jugendlichen Naivität gelten, mit der er Immermanns tiefere poetische Empfindung und kritische Feinheit auf sich hatte einwirken lassen.

Aus der weiteren Jugendgeschichte des werdenden Dichters sind nur einige Punkte hervorzuheben. Von Ostern 1842 bis zum Sommer 1843 studierte er in Heidelberg, trat dann in das Korps Guestphalia ein und stand im letzten Semester als Senior an der Spitze dieser Verbindung. Den Winter von 1843 zu 1844 verbrachte er wieder in Berlin, wo er sich abwechselnd in den Hörsälen und in geselligen Kreisen bewegte, diente dann sein Freiwilligenjahr beim zweiten Garderegiment ab und arbeitete als Referendar beim Berliner Kriminalgericht. Seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine frische Lebenslust erwarben ihm überall Freunde. Durch den Verkehr in einem der letzten litterarischen Salons im alten Berlin, dem des Fräulein Solmar, trat er zuerst zu einigen hervorragenden Schriftstellern und Künstlern in persönliche Beziehungen. Wichtiger wurde für ihn die Erneuerung und Vertiefung der Freundschaft zu Marianne Immermann, der jungen Witwe des Dichters des „Merlin“ und des „Münchhausen.“ Er hatte Marianne Niemeyer, die nur

ein Jahr älter als er selbst war, schon in seinen Magdeburger Gymnasiastentagen kennen gelernt, zwischen damals und jetzt lagen ihre beglückendsten und schwersten Erlebnisse, die Verlobung und Heirat mit Karl Immermann und dessen früher Tod nach einjähriger Ehe. Die Beziehung zu dieser Frau wurde, wie die Biographie hervorhebt, für die beiden außergewöhnlichen Naturen von großer Bedeutung. Marianne war durch ihre ersten Erlebnisse „viel gereifter als ihr junger Freund, sodaß der Einfluß, den sie auf ihn ausübte, oft einen mentorartigen Charakter annahm.“

Mit dem Frühling des Jahres 1845 begann eine Korrespondenz, die bis zum Tode der Freundin, vierzig Jahre hindurch währte. Gleich in einem ihrer ersten Briefe spricht sie ihrem Schützling unumwunden aus: „Ich komme auf einen Punkt, über den ich Sie schon einigemal gescholten habe, wie Sie zu sagen beliebten, doch spreche ich nur meine Meinung aus. Daß ich auf Sie halte und Ihre Anlagen nicht gering schätze, das wissen Sie ja, aber Sie haben unter diesen Anlagen eine, die ich für gefährlich halte, nämlich den Hang zum Dilettantismus.“ Bei seinem theatralischen Debut mit dem Lustspiel „Die blaue Schleife“ ruft sie ihm ehrlich und tapfer zu: „Vieher, wie Sie vor der Hand das Theater zu betrachten scheinen, so will es mir nicht vorkommen, als ob es der Mühe lohnte, seine Interessen zum Mittelpunkt eines Lebens zu machen. Sie scheinen weder an die sittliche noch an die ästhetische Erziehung des Publikums zu denken, wenn Sie darauf eingehen, dasselbe mit der beliebten Alltagspeise zu füttern, die der Athener seinem Demos giebt, und jene Erziehung kann doch allein dem herabgekommenen Institut zu seiner Würde verhelfen.“ Eine solche Frau war vollkommen imstande, den jungen Schriftsteller über sich selbst aufzuklären. Eins aber ermaß sie nicht. Zu seiner Verteidigung erwidert Putlitz: „Ich will über die Stelle nicht streiten, die die Intrigenstücke in der Poesie einnehmen, aber es ist eben der Geschmack des jetzigen Publikums, und man kann es dem dramatischen Schriftsteller — ich sage nicht Dichter — nicht verargen, wenn er sein Werk ebenso gut nach dem Pariser Modejournal zuschneidet, als der Schneider seinen Rock. Der junge Autor muß sich auf dem gern betretenen Wege einschleichen; später vielleicht kann er diesem Wege selbst ein Ziel geben.“ Marianne wußte nicht, daß hinter dieser Selbstverteidigung etwas ganz anderes, viel unüberwindlicheres lag, als die wenig wählerische Lust eines jungen Dramatikers am platten Bühnenerfolg. Die Gewohnheit des Aristokraten, die Durchschnittsmeinung und allgemeine Stimmung seines besondern Lebenskreises zu respektieren, im Einklang mit dem meist schlechten Geschmack der guten Gesellschaft zu bleiben, spielte bei Putlitzens ersten dramatischen Anläufen ganz ersichtlich mit. Und die Verhältnisse lagen in dieser Beziehung in den vierziger Jahren für den werdenden Dichter so ungünstig als möglich. Seit dem Niedergang der Romantik und dem Emporkommen der liberal angehauchten Tendenzpoesie kehrte der größere Teil des deutschen

Niels gerade den tiefen und ernsten Leistungen der deutschen Literatur unwillig den Rücken, gefiel sich in der Begünstigung des Nichtigen, scheinbar Harmlosen, des Frivolen oder zur Abwechslung des bewußt Frommen — beides oft hübsch neben einander. Wer vorzugsweise in diesen Kreisen lebte, mußte es schon für einen Gewinn halten, wenn er überhaupt Teilnahme für das bescheidenste Stück wirklichen Lebens erweckte. Und selbst das bescheidne Stück sollte gesehen werden, nicht wie es Putlitz recht gut hätte sehen können, sondern wie es hier durch die Brillen der Gesellschaft und dort durch die Vergrößerungs- und Vergrößerungsgläser der theatralischen Herkömmlichkeit erschien. Daß Putlitz, statt sich auf seine eignen Augen zu verlassen, von vornherein alle diese Gläser unbesehen und ungeprüft aufsetzte, hat seine Entwicklung sehr wesentlich beeinträchtigt.

Denn andererseits, wie viel frische Luft und guter Wille, wie viel heitere Stimmung und behagliche Teilnahme an einfachem Menschenglück, wie viel scharfer Blick für Launen und komische Widersprüche der menschlichen Natur, wie viel charakteristische Schilderung und wie viel sichere Gestaltungskraft steckt doch in der ganzen Folge der ein- und zweiaktigen Stücke, mit denen Putlitz in den nächsten Jahren die Bühne gewann. Die wirksamsten davon: „Badekuren,“ „Familienzwist und Frieden,“ „Herz vergessen,“ „Nur keine Liebe,“ „Der Brockenstrauß,“ „Die Waffen des Achill,“ „Seine Frau,“ „Der Weg der Liebe,“ „Das Schwert des Damokles,“ „Spielt nicht mit dem Feuer,“ „Das Ständchen,“ „Brandenburgische Eroberungen,“ „Die alte Schachtel“ usw. haben sich Jahrzehnte hindurch fast auf allen Theatern gehalten und sind noch immer die Zuflucht aller Liebhaberbühnen, weil in der That ein Stück Leben und frische Wirklichkeit aus ihnen wirkt, weil man fühlt, daß der Verfasser dieser kleinen Scherze einem sittenpiegelnden und echt komischen Lustspiel näher gewesen ist, als ganze Folgen von Theaterschriftstellern. Putlitz hatte das Zeug zu einem norddeutschen Bauernfeld in sich. Aber es gelang ihm nicht, nachdem die Weiche einmal falsch gestellt war, in das richtige Gleis zu kommen, in dem die theatralische Brauchbarkeit das Untergeordnete, weil Selbstverständliche, die Verkörperung der (poetischen) komischen Idee und die charakteristische Belebung der Gestalten das Endziel bleibt. Putlitz täuschte sich keineswegs darüber, daß er von diesem Endziel noch fern sei, und es fehlte ihm auch nicht an Mahnungen von außen. Wenn er eingestehen mußte, daß er in seiner besondern Lage (er wohnte seit 1849 wieder auf dem Gute Regin, das er wenig später zur eignen Bewirtschaftung übernahm) allzu sehr auf sich angewiesen sei, seine Stoffe mit niemand durchsprechen, sich in seiner Umgebung weder Rat noch Mut holen könne („mein Vater hat ganz andre Interessen, namentlich aber keins fürs Theater. Er ist niemals ins Theater gegangen. Meine Mutter hält zu viel vom Verfasser, um nicht alles herrlich zu finden, und meine Schwestern haben viel mehr Interesse als Kritik“), so setzte er doch

immer hinzu, daß er bei seiner litterarischen Arbeit Vergnügen empfinde, und daß er unwillkürlich immer wieder ans Theater denke. Umsonst rief ihm Marianne, die sich inzwischen mit einem Hamburger Wolff wieder verheiratet hatte, energisch zu: „Daß vor allem dich nicht verführen, den Genuß des Schaffens für ein ausreichendes Lebenselement zu halten, dieser Irrtum würde dich entschieden unglücklich machen,“ umsonst sagte sie ihm gerade heraus, daß sie seine hochbegünstigte äußere Lage nicht für ungefährlich halte, daß ihr aber auch in dieser Lage ernste Arbeit als die beste Hilfe für den jungen Dichter erscheine, und daß gerade das am meisten seine Produktivität fördern werde, was ihn scheinbar von ihr abziehe. Er stimmte allem zu, was ihm die Freundin ans Herz legte, er wußte sehr gut, daß Wissen dem Dichter not thue, wenn er nicht einseitig und schal werden soll, er scheute auch die ernste Arbeit nicht. Aber diese Arbeit bezog sich meist und immer wieder auf das Studium des theatralisch Wirksamen, auf die geschickte Zusammendrängung seiner kleinen Erfindungen. Der andern, der Hauptarbeit des Dichters: der ohne Leiden und Kämpfe nicht zu gewinnenden Herrschaft der Phantasie über den Weltreichtum und die Weltmannichfaltigkeit, die Schärfung des künstlerischen Blicks für Seelen wie Zustände, dem Ringen nach höchster Wahrheit, wich Putlitz unbewußt aus. Wer vermöchte klar zu unterscheiden, welchen Anteil hieran eine ursprüngliche Unzulänglichkeit seiner Natur, die Gewöhnung an das Schaffen unter äußern Bedingungen, und endlich die Atmosphäre gesellschaftlicher Überlieferungen und Umgebungen hatte? Im Jahre 1854 schrieb ein so scharfer Prüfer wie Fr. Hebbel, der mit Putlitz in Marienbad näher verkehrte, über den märkischen Dichter: „Er ist ein höchst gebildeter Mensch, der in manche Tiefe geschaut hat, wenn seine Poesie auch leicht wie ein gaukelnder Schmetterling darüber schwebt,“ und aus den mitgeteilten Briefen von Putlitz läßt sich erkennen, daß er sich wahrlich nicht überschätzte, wenn er sich „ein vielseitiges Interesse für alles Geistige“ zusprach. Aber der Mangel, den er zu Zeiten selbst empfand, lag tiefer, und seine Freundin irrte sich gewaltig, wenn sie von einer Versenkung des Dichters in die Geschichte seine Beseitigung erwartete.

Daß es Gustav zu Putlitz auch in seiner Landeinsamkeit nicht an Anregungen und Eindrücken fehlte, beweist kein Teil seiner Lebensgeschichte besser, als die Erzählung von der Reginer Aufführung der Oper „Rübezahl,“ die erste, die Frau von Putlitz aus eigner goldner Erinnerung giebt. Da Putlitz bei einem Winteraufenthalt in Berlin dem Komponisten Fr. von Flotow näher getreten war und ihm den Text zur Oper „Sindra“ geschrieben hatte, so war er auf den Einfall gekommen, mit Flotow zusammen eine kleinere Oper „Rübezahl“ für die Aufführung im Hause zu schaffen. Flotow kam zu diesem Zwecke selbst nach Reghin, ebenso fand sich der Düsseldorfer Maler Camphausen ein, der einen Vorhang und Dekorationen malte, und dessen Frau die weib-

liche Hauptpartie singen sollte. Mitwirkende Kräfte für Soli, Chor und Orchester wurden auf allen Nachbargütern geworben, im Hause des Dichters herrschte das bewegteste, an Szenen aus „Wilhelm Meister“ erinnernde Leben. Zu den Geladenen gehörten zwei junge Gräfinnen Königsmarck, Anna und Elisabeth, die Töchter des ehemaligen Adjutanten des Prinzen (und nachmaligen Königs und Kaisers) Wilhelm, von dem benachbarten Gut und Schloß Berlitt. Gräfin Anna war für eine Solopartie der Oper, Gräfin Elisabeth für Mitwirkung im Chor und dann, da sie Harfe spielte, zur Übernahme der Harfenpartie eingeladen. Gräfin Elisabeth erzählt von ihrem Eintreffen in Regin: „Es herrschte allgemein sehr guter Wille und die größte Harmlosigkeit und Freiheit im Verkehr. Auch traten mir Gustavs Mutter und Schwestern, die ihm halfen die Honneurs des Hauses zu machen, gleich sehr herzlich entgegen. Nach dem Diner ging es in die Probe. Das improvisirte Theater war ein wahres kleines Meisterwerk. In einem Holzstall nahe am Hause hatte Gustav mit Hilfe Camphausens eine allerliebste Bühne hergestellt. Zwei Dekorationen, ein Rokokozimmer und eine schlesische Baude mit dem Blick auf die Schneekoppe hatte Camphausen gemalt, auf dem Vorhang den alten Berggeist, der der Oper den Namen lieh, angebracht. Der Zuschauerraum, durch das Orchester von der Bühne getrennt, war in Parkett und Logen eingetheilt, die sehr hübsch mit rotem Stoff und Goldborten verziert waren. Flotow am Klavier dirimirte, er hatte zwei Doppelquartetts aus Perleberg und aus Prigwall als Orchester vereint. Hinter dem Bühnenraum war ein Zelt angebracht als Garderobe. Solisten und Choristen waren dreiundzwanzig, und man kann sich denken, welches muntere Treiben allein durch die Mitwirkenden entstand. Ich fand mich sehr schnell in die Situation und war entzückt von dem bunten Treiben, in dem jeder mit größtem Eifer und gutem Willen sein Bestes gab. Gustav war der liebenswürdigste Hausherr und verständnisvollste Regisseur in einer Person und darauf bedacht, es seinen Gästen, die zum größten Teil auch Mitglieder der kleinen Truppe waren, behaglich zu machen.“

In diesen fröhlichen Tagen und während dieser künstlerischen Anstrengungen, die von einem vollständigen Gelingen der Opernaufführung gekrönt wurden, verliebte sich Gustav zu Putlitz in Elisabeth Königsmarck, und auch die junge Gräfin faßte eine tiefe Neigung für den ritterlichen Dichter. Im Garten von Berlitt folgte wenige Wochen später die Verlobung des jungen Paares. „In jenen Stunden, sagt die Verfasserin schlicht, entschied sich das Glück meines Lebens, das ich achtunddreißig Jahre fest und treu mit dem geliebten Mann genießen durfte.“ Am 13. Mai 1853 fand die Hochzeit des Gutsherrn von Regin statt, dem glücklichen Sommer in der Stille des Landlebens folgte im Frühherbst eine Rheinreise, die sich bis Baden-Baden erstreckte.

Die Verhältnisse der jungen Eheleute erlaubten auch fernerhin den Auf-

enthalt in Regim durch einen mehrmonatigen Winteraufenthalt in Berlin zu unterbrechen, wo Putlitz mehr litterarische Anregungen fand, als er bedurfte. Er fuhr fort, den mißgünstigen Prophezeiungen und Klatschereien zum Trotz, die seine Heirat mit der Gräfin Königsmarck als das Ende seiner poetischen Bestrebungen bezeichneten, Lustspiele und Schauspiele zu schreiben, er begann jetzt auch einzelne Erzählungen zu entwerfen und auszuführen. In einem Briefe (vom 3. Januar 1858) an Wilibald Alexis sagt er: „Produziren und sich produktiv fühlen ist eine wunderbare Gottesgabe, und ich weiß nichts schöneres, als die Reime, die im eignen Herzen wachsen, die die eigne Phantasie entfaltet, im Geheimen zu pflegen, bis sie, nach Jahren oft, ans Licht treten.“ Aber in demselben Briefe folgt auch das Geständnis: „Uns geht es gut im behaglich stillen Hause, im bescheidenen Wohlstand, zwischen den drei blühenden Kindern. Ich weiß keine Ehe, die glücklicher wäre, als die meinige, und möchte hinzufügen, ich weiß keinen Menschen, der glücklicher wäre als ich. Die Götter des Altertums hätten einen solchen Ausspruch nicht hören dürfen, unser Gott weiß, daß ich ihn in Demut ausspreche, und wird ihn wie ein Dankgebet aufnehmen. Ein herber Tropfen in diesem Glücksbecher ist mir oft meine poetische Begabung und ihre Resultate. Wenn ich geschaffen habe, wuchs es wie eine Blume und verflog wie eine Seifenblase. Mir geht es, wie unserm Freunde Holtei: zuviel Talent, um zu schweigen, und nicht genug, um in tüchtiger Weise durchzudringen.“

Wunderbar, wie sich in diesem Ausruf des Dichters Selbsterkenntnis und Täuschung paaren. Putlitz konnte mit dem „tüchtigen Durchdringen“ natürlich nicht den äußern Erfolg im Auge haben. Der viel aufgelegte und viel gepriesene Dichter der Märchen „Was sich der Wald erzählt“ und „Luana,“ der Lustspielverfasser, dessen kleine Stücke über alle Bühnen gingen und mit ebenso viel Behagen gespielt als gesehen wurden, hätte am allerwenigsten Ursache gehabt, über Mangel an Anerkennung zu klagen. Nein, er vermißte im Ernst die tiefere, nachhaltige Leistung, die künstlerisch reife Schöpfung. Es entging ihm nicht, daß in seiner Erfassung und Spiegelung des Lebens zuviel Vergängliches und Flüchtiges sei. Gleichwohl faßte er kein Mißtrauen gegen die leichte und rasche Art der Produktivität, er ahnte nicht, daß er gerade auf dem Lebens- und Gesellschaftsgebiet, auf dem er sich am sichersten und gleichsam zu Hause fühlte, durch einen geheimen Zwang der Bildung und Gewöhnung verhindert werde, in die Tiefen hinabzusteigen, in denen die schwersten Aufgaben, aber auch die dauerndsten Kränze des dichterischen Schaffens liegen. Er argwöhnte nicht, daß zwischen gewissen angeerbten Anschauungen und dem dichterischen Drange auf den Grund der Erscheinungen zu sehen, ein unüberwindlicher Widerspruch vorhanden sei. Das Schicksal hatte ihm für die spätesten Tage erschütternde persönliche Lebenserfahrungen vorbehalten; der hundertste Teil der schmerzlichen Blicke in die Wahrheit der Dinge und die Abgründe im

Gemüt, die Putlitz später thun mußte, würde in der Zeit seiner frischen Schaffenslust ausgereicht haben, seiner Spiegelung der umgebenden Welt den unvergänglichen Grund zu geben, der ihr fehlte.

Putlitz selbst hoffte, durch den Wechsel der Stoffe, durch größere Maße und einen bedeutendern Hintergrund seinen poetischen Gebilden bleibendes Leben zu verleihen. Am Ausgang der fünfziger Jahre schrieb er sein erstes (und bestes) vaterländisches Stück „Das Testament des großen Kurfürsten.“ Begonnen wurde dieses erfolgreichste Werk des Dichters in der Einsamkeit seines Landguts in der Priegnitz, in einer Atmosphäre, die der Gestaltung und dem Colorit des Schauspiels günstig sein mußte, beendet in Wien, wohin ihn der Wunsch zog, der ins Auge gefaßten ersten Darstellerin der Hauptrolle, der Burgschauspielerin Julie Kettich, ihre Partie mundrecht zu machen. Halm, als Freund seiner Freundin, als erfahrener Bühnenpraktikus, erteilte dabei Ratschläge, die Putlitz mit bescheidener Unterordnung befolgte. Die erste Aufführung fand in Breslau statt, Frau von Putlitz berichtet davon, die Leute im Parkett hätten eine langweilige Fortsetzung der „Makkabäer“ erwartet. „Das Stück von Otto Ludwig war zwei Tage vorher ohne allen Erfolg gegeben worden. Anna blickte mich an, ich sie, und nicht sehr ermutigt sahen wir den Vorhang sich heben. Aber es kam ganz anders, denn von Akt zu Akt stieg der Beifall, der zum Schluß eine solche Höhe erreichte, daß er alles mit fortriß.“ Unmittelbar nachher erfreuten sich Putlitz und die Seinigen der gleichen Erfolge in Wien und Berlin. „Diese drei ersten Testamentsaufführungen gehörten mit zu den schönsten Erinnerungen in Gustavs Leben und sind unvergessen geblieben, so viele andre Erfolge auch später an ihn herantraten.“

Wer hätte dem liebenswürdigen, das Beste erstrebenden, sein Bestes gebenden Dichter solche Erfolge und Erinnerungen mißgönnen mögen? Doch was wollen sie bedeuten, sobald man den Maßstab des eigentlichen bleibenden poetischen Wertes anlegt? Frau von Putlitz rühmt den rauschenden Erfolg gegenüber Ludwigs „Makkabäern.“ Aber die „Makkabäer“ werden dieses und das nächste Jahrhundert überdauern, weil ihre mächtigen Gestalten so von innen heraus und mit dem poetischen Tiefblick in das Wesen der Welt geschaffen sind, wie Putlitz eben nicht zu schaffen vermochte. Er verharrte denn auch zunächst auf dem Wege, den er mit dem historischen Schauspiel betreten hatte, schrieb einen „Baldemar,“ einen „Don Juan d'Autria,“ Stücke, die ihm kaum mehr als jene Achtungserfolge brachten, wie sie Dramen höhern Stils gegenüber üblich sind, dann hatte er mit dem Schauspiel „Wilhelm von Dranien in Whitehall“ wieder Glück. Es war die Zeit, wo sich Macaulays englische Geschichte in aller Händen befand, und der große Dranier von allen liberal Bestimmten als einer der wohlthätigsten Helden verehrt wurde. Putlitz selbst scheint freilich damals mehr Freude an seinen in der That vortrefflichen „Brandenburgischen Geschichten“ (unter denen die „Bernauer Bierflasche“ ein

kleines Meisterstück ist) erlebt zu haben, als an seinem Drama. Er schrieb (2. Juni 1860) an Gisbert von Vincke: „Das schlimme bei dramatischen Arbeiten ist, daß, wenn wir fertig sind, der letzte Stein, die Aufführung, von andern gelegt werden muß. Wir gehen dann immer um das unfertige Haus herum, und das giebt eine Spannung, die uns beim Neubau höchstens bis zu den Fundamenten gelangen läßt. Schließlich poltert das alte Haus um und schlägt das neu begonnene mit in Trümmer. O wer es lassen könnte, für die Bühnen zu schreiben!“ Und wenig später gestand er sich und andern, daß trotz der Bühnenerfolge seinem „Wilhelm von Dranien“ der erwärmende Herzschlag fehle, daß er „im Stoff brauchbar, technisch richtig gezimmert, aber schwung- und gemütslos, was man im gewöhnlichen Leben ledern nennt“ erscheine. Hier ist einmal etwas von der erbarmungslosen Selbstkritik, mit der der echte Künstler sich selbst überwinden muß, ehe er die Welt überwindet.

Leider war es Putlitz nicht vergönnt, in stillem Schaffen die Erkenntnis ausreifen zu lassen, daß er „zu den Müttern hinabsteigen“ müsse. Die Folgen seiner äußern Lebensstellung machten sich geltend. Er mußte sich als Gutbesitzer zum Abgeordneten des preußischen Landtags wählen lassen, er wurde dem Königshofe durch die Ernennung zum Kammerherrn nahe gerückt und in die Fesseln jener eigentümlichen glanzvollen Unfreiheit geschlagen, die keinem, der diesen Lebenskreisen nahe tritt, erspart bleibt. Da er sich einmal die volle Unabhängigkeit des amtlosen Landadelmannes nicht bewahren konnte, durfte es der Dichter zunächst als ein besondres Glück ansehen, daß ihm 1863 der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Intendanz seines Hoftheaters an Flotows Stelle antrug. Die Aufgabe raubte ihm ja auch einen guten Teil seiner Freiheit und seiner Muße, aber sie stand wenigstens in besserem Zusammenhang mit seinen eigentlichen Lebensinteressen, als der Kammerherrndienst. Prächtig ist die Stelle der Biographie, die erzählt, wie Putlitzens Söhne den Entschluß ihres Vaters aufnahmen. „Im ganzen reizte das Neue ihre jugendliche Phantasie, aber befriedigt waren sie doch erst, als Gustav ihnen erklärte, daß sie Preußen bleiben würden, denn der Partikularismus steckte tief in den Herzen dieser echten Söhne der Mark.“

Seine Aufgabe faßte der neue Bühnenleiter mit angebornem Geschick und dem frischen Anteil an dem ewig wechselnden Leben und Treiben der Bühne an, der für eine solche Stellung schlechthin unentbehrlich ist. Mit der Übernahme der Schweriner Intendanz, deren Leiden und Freuden Putlitz schon selbst in seinen „Theatererinnerungen“ geschildert hat, wird die biographische Darstellung der Frau von Putlitz ausführlicher und breiter, die Zahl der interessanten Menschen, zu denen der Bühnenleiter in ein näheres oder ferneres Verhältnis trat, mehrt sich beständig, und für neuere Litteratur- und Theatergeschichte werden sowohl die persönlichen Aufzeichnungen der Frau von Putlitz,

als die der Biographie einverleibten Briefe an und von Putlitz eine schätzbare Fundgrube bleiben.

Nach einer Reihe von Jahren (1867) zog es Putlitz vor, die Schweriner Theaterleitung aufzugeben und sich dem wohlgemeinten Drängen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu fügen, der den Dichter zum Hofmarschall wünschte. Die Stellung forderte eine dauernde Übersiedlung nach Berlin. Frau von Putlitz sagt: „Beide Herrschaften (der Prinz und seine Gemahlin, die Kronprinzessin Viktoria) sprachen sich sehr beglückt aus über Gustavs Eintreten in ihren Dienst, und ich hatte wenigstens die befriedigende Empfindung, daß das vollste Vertrauen der Herrschaften Gustav seine Stellung erleichtern würde, denn ich kann es nicht leugnen, daß ich mich sehr schwer in die neuen Verhältnisse hineindachte und das häufige Getrenntsein schmerzlich empfand.“

Es fragte sich, ob der Dichter gewinnen würde, was der Mensch in diesen neuen Verhältnissen unzweifelhaft verlor. An einer reichen Fülle äußerer Eindrücke und Erlebnisse konnte es ihm nicht fehlen. Reisen, Feste, Begegnungen aller Art drängten sich in ununterbrochener Folge, seine einflußreiche Stellung gab ihm in dem großen Jahre 1870 Gelegenheit, im größten Stil in patriotischer Hilfs- und Liebesthätigkeit zu wirken. Die Biographie spiegelt Bewegung, Wechsel und Drang dieses Lebens sehr anschaulich wieder. Ob es den Dichter bereicherte, ihm tiefere Offenbarungen aus Weltlauf und Menschen geschick gewährte, ob es ihn auch nur in dem Sinne beglückte, daß er sich poetisch dadurch angeregt fühlte, wird nicht recht ersichtlich. Über seinen Briefen aus dieser Zeit liegt oft ein Hauch der Verstimmung, der Müdigkeit. Thatsache ist, daß ihn all diese Pflichten und Genüsse nicht an litterarische Arbeit hinderten. Er schrieb den Roman „Die Nachtigall“ und einige neue kleine Stücke, immer wieder stellte sich heraus, daß auch von ihm das alte Komödiantenwort galt: „Wer auf den Brettern ein paar Schuhe zerrissen hat, der kann nicht wieder davon los.“ Im Frühjahr 1873 kam der Großherzog Friedrich von Baden nach Berlin, ließ Putlitz rufen und trug ihm die Leitung seines Hoftheaters an, das vorher unter Eduard Devrients Leitung gestanden hatte. Obwohl Putlitz im ersten Augenblick die weite Entfernung von seinen Gütern als ein unüberwindliches Hindernis betrachtete, begann er sich doch bald mit dem Gedanken zu befreunden, Frau Elisabeth von Putlitz aber schrieb an die getreue Freundin Marianne in Hamburg: „Du siehst, wie die Entschliefungen der nächsten Zeit wahrscheinlich unsre ganzen Verhältnisse umwandeln werden. Wenn ich alles ganz objektiv betrachte, kann ich nur Gott danken, daß Gustav in eine Thätigkeit kommt, die ihm lieb ist, der er gewachsen ist, und die neben mancherlei Schwierigkeiten doch reichen Ersatz im Schaffen selbst gewährt. Dem muß sich alles andre unterordnen.“ Diese Briefstelle wirft rückwärts ein Licht auf die Berliner Jahre des Dichters.

Im August 1873 übernahm Putlitz die letzte große äußere Aufgabe seines Lebens. Von da an bis zum Frühling 1889 hat er an der Spitze des Karlsruher Hoftheaters gestanden. Gesundheitsrücksichten und der Umstand, daß mit dem Tode seines Veters Hermann zu Putlitz das Seniorat seiner Familie, die Würde des Erbmarschalls der Kurmark und der Sitz im preussischen Herrenhause auf ihn übergingen, drängten ihn am Ende dieser Periode, um seine Entlassung zu bitten, die der Großherzog nur ungern gewährte. Doch schon fünf Jahre früher (im Sommer 1883) hatte ihn durch den freiwilligen Tod seines hochbegabten Sohnes Stephan, der eben die Professur der Nationalökonomie an der Universität Halle antreten sollte, in der tiefen Tragik dieser Katastrophe und der sie begleitenden und ihr folgenden Umstände, ein Schlag getroffen, den er zwar zu überwinden suchte, aber nicht zu überwinden vermochte, sodaß seine Biographin mit Recht sagt: „Er war seitdem doch ein gebrochener Mann.“

Die Einzelheiten seiner zweiten Bühnenleitung, die die Biographie vorführt, gehören der Theatergeschichte an; zum Reformator des Theaters fühlte Putlitz keinen Beruf, aber seine Persönlichkeit und seine Kunstanschauung schlossen ein Herabgleiten des ihm anvertrauten Kunstinstituts zur bloßen industriellen Unternehmung von vornherein aus.

Wichtiger als die einzelnen Akte und Erfolge seiner Intendantenthätigkeit sind für uns die Zeugnisse neu angeregter Lust des Schaffens, als deren bedeutendste die beiden bürgerlichen Schauspiele „Rolf Bernd“ und „Die Idealisten“ gelten müssen. Beide, namentlich das erstgenannte, beweisen, daß Putlitz allmählich begriffen hatte, was der deutschen Bühne und der dramatischen Literatur vor allem not thue: ein Gesellschaftsdrama aus der Mitte unsrer Zustände heraus. Dies hatte ihm ohne Zweifel schon früher vorgeschwebt, aber es war bei seinem Streben nach leichter und überraschender Bühnenwirkung nie entscheidend zur Geltung gekommen. Nun, in Schauspielen mit ernststen Konflikten, bewährte Putlitz nicht nur hellen Blick und warmes Herz für die deutsch-bürgerliche Welt, aus der er im wesentlichen schöpfte, sondern auch erhöhte Kraft der Gestaltung und gesteigertes technisches Geschick für Anlage und Führung einer Handlung. Die beiden Schauspiele hatten die glänzendsten Theatererfolge; „Rolf Bernd“ hinterläßt auch bei der einfachen Lesung den Eindruck eines wohlgegliederten, durch Handlung, Charakteristik und Sprache gleichmäßig befriedigenden Werkes. Sa man könnte hoffen, daß dieses Schauspiel in Verbindung mit einigen spätern Erzählungen Putlitzens (unter denen „Das Frölenhaus“ durch eigenartiges Kolorit und anmutigen Ton des Vortrags ausgezeichnet ist) den Namen und die Geltung des Dichters auf künftige Tage bringen würde, wenn nicht eine Betrachtung Zweifel erweckte. Auch in dieser glücklichsten seiner Erfindungen scheute er davor zurück, die Menschendarstellung bis zu dem Grade zu verschärfen und zu vertiefen, den

Ausdruck zu der Beseelung, Knappheit und Kraft zu erhöhen, die unvergänglich sind und sich unvergeßlich einprägen. Immer wieder stand ihm infolge seiner Erziehung, seiner gesellschaftlichen Atmosphäre und seiner künstlerischen Gewohnheit der äußere Schein der Dinge über ihrem innersten Wesen, die Bühne über dem Leben. „Kolf Bernd“ ist ein mit sicherer Hand gebautes Schauspiel und läßt an theatralischer Wirksamkeit viele bedeutendere Dichtungen hinter sich. Aber nach einem unerschütterlichen Gesetz steht die Sache doch so, daß der Theatererfolg des Tages, des Jahres, des Jahrzehnts beinahe ausschließlich dieser Art von geschickten, technisch tadellosen Werken gehört. Doch eben dieser Erfolg verbürgt keine Dauer. Die Dramen, die, in langen Zwischenräumen wiederkehrend, erst nach wechselndem Glück und Mißgeschick nur schwer die Bretter gewinnen, die um der Größe und Eigentümlichkeit ihrer Welt- und Menschen Darstellung, um der innern Gewalt ihrer Gestalten, um des unvergänglichen Hauchs echten Lebens willen, trotz starker theatralischer Mängel, nach Menschenaltern wieder ergreifen und fesseln, die nicht der Bühne angepaßt sind, sondern denen sich die Bühne bis auf einen gewissen Punkt anpassen muß und, sobald die Zeit gekommen ist, auch anpaßt — sind mit wenigen Ausnahmen auch die, die den eisernen Bestand der bleibenden dramatischen Literatur bilden. Selbst in seiner letzten, reifsten Periode gelangte Putlitz nicht dahin, das von ihm poetisch zu verkörpernde Stück Leben für größer, wichtiger und wirksamer zu halten, als die szenische Überlieferung, die unbedingte Übereinstimmung mit wirklichen und vermeinten Bedürfnissen der Bretter.

Der Dichter überlebte das letzte Scheiden aus seiner theatralischen Thätigkeit kaum ein Jahr, er starb am 5. September 1890 auf seinem Stammgute Rezin. Die Biographie, die sein Leben und Schaffen so ausführlich schildert, rückt in schlichter Wärme vor allem das Bild des vorzüglichen und lebenswürdigen Menschen, des geistig Strebenden, der in freiwillig übernommener Pflicht rastlos thätig war, dem Leser nahe. Sie wird aber auch der Anlaß sein, daß die Persönlichkeit des Dichters treuer und deutlicher in der Erinnerung lebt, als es die Theaterzettel, auf denen der Name Gustav zu Putlitz ja noch lange wiederkehren wird, bewirken könnten.

